



Wöchten doch dieses die Regenten, und Grossen der Erde wohl beherzigen! Wöchten sie aber beynebens auch nicht vergessen, daß Schmeichler, deren es unter den Aufklärern eine Menge giebt nicht weniger von ihren Thronen zu entfernen, und zu verabscheuen sind.



S.

Schmeichler der Regenten.

Nichts ist den Grossen gefährlicher, als die Schmeicheley; sagt mit Recht der oft erwähnte protestantische Verfasser der Antiquitäten.
 „ Diese verbirgt ihnen allezeit die Wahrheit, und
 „ die Gebrechen des Landes. — Gleichwohl wird
 „ an den Höfen nichts mehr getrieben, als dieses
 „ Laster. Wenn die Schmeicheley noch einigen
 „ Schein hat, und einem dritten unschädlich ist.
 „ — Wohl an, man läßt sie um der menschlichen
 „ Schwachheit willen hingehen. Alle offenbare
 „ Unwahrheiten, und Dinge zu loben, die auch
 „ nicht einmal einen Schein haben, oder die ei-
 „ nem Unschuldigen zum Schaden gereichen köns-
 „ nen, dies ist an Niemanden, geschweige denn
 „ an einem Aufklärer, der seine Erkenntniß-
 „ kräfte

„kräfte vor andern ausgebaut haben will, zu ers-
 „tragen.“ Nun dann ihr Aufklärer, ihr Dichter,
 ihr Redner, ihr gedungenen, und ungedungenen
 Schmeidler, Brochuristen, Zeitungschreiber, und
 Anekdotenmacher! wenn ihr ja schmeicheln woll-
 tet, so lobet nur dasjenige nicht, was einer
 selbst nicht seyn will, wo ihr euch nicht als Liqueur
 vor der ganzen ehrlichen Welt öffentlich darstell-
 en wolleth. Wie abgeschmackt läßt es z. B. wenn ihr
 Regenten als Beschützer der Freyheit des menschl-
 ichen Geschlechts rühmet; da indessen die Slave-
 rey das erste Grundgesetz ist, dem alle und jede
 vom ärmsten Tagelöhner an bis auf den Minister
 mit Weibern und Wiegenkindern unterworfen sind?
 Wie ungereimt läßt es, wenn ihr Fürsten als
 strenge Priester der Gerechtigkeit auftreten laßt;
 da indessen Unschuldige, bis zur Verweisung ge-
 kränkte Staatsglieder ohne Verbrechen auf ihren
 Wink ihres Vermögens beraubt, und ihres löblich
 hergebrachten Besitzes entsetzt werden? wie wieder-
 natürlich und abgöttisch läßt nicht, wenn ihr of-
 fenbare Despoten, als allgemein angebethete Men-
 schenbeglucker in die weite Welt hinaus posaunet, da
 indessen nur wenige sich des vielleicht gar nicht
 verdienten Glückes zu erfreuen haben, tausende
 aber niedergebeugt, im Staube der gedrückten
 Menschheit seuffzen, schluchzen, und wimmeln?
 Könnt ihr dann nicht andere erhabene Eigenschaf-
 ten an diesen großen Männern finden? Könnt
 ihr sie nicht als grosse Geister, als Helden, als
 gute

gute Wirthschafter als Beförderer der Gelehrsamkeit, und dergleichen loben?

Müßt ihr denn eben auf dasjenige verfallen, was die Großen selbst nicht seyn wollen, oder, vermöge der einmal festgesetzten Grundfäße, nicht seyn können? Gewiß ihr könntet oft keine schlechtere Wahl treffen, und wenn ihr sie gleich als Bethüber loben, und preisen solltet. — Wer also jemand loben will, der muß verhältnißmäßig mit der Größe des Gelobten loben. Er muß sein Lob nicht auf einmal im höchsten Grade verschwenden, sondern er muß Stufenweise gehen; damit er noch eine höhere Staffel übrig behält, wenn er einen größern loben soll; sonst ist sein Lob kein Lob, sondern aufs gelindeste zu urtheilen, eine Schmeichlung, eine Unwahrheit. — Man glaube ja nicht, daß ich hier nur etwan an die höchste Person unsers großen in allen Journalen und Zeitungsblättern schier bis ins Unendliche vergötterten, Kaisers Joseph anzuspielden gedenke; nein! denn es giebt Fürsten nach dem verjüngten Schube, denen bey unsern Zeiten von den Aufklärern in eben so übertriebeneu Tone, als dem höchsten Monarchen geschmeichelt wird.

Dessen ungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß auch in der österreichischen Monarchie dergleichen kriechende Insekten (Schmeichler und Spelschellecker verstehe ich) bey der Verbreitung der Aufklärung

klärung offenbar zu nisten, und sich zu verbreiten anfangen. Denn wie soll man das Ding nennen, als aufgelegte Schmeicheley, wenn ein Herr Professor Obernetter in seiner unstatthafsten Antwort an die zweien Pfarrer A. u. B. im Allgemeinen sich nicht entfärbet, die Regenten von der Pflicht für die Ehre Gottes und das Seelenheil zu sorgen, gänzlich loszuzählen, indem er S. 90. schreibt: das Ziel des Regentenamtes sey nur die zeitliche Wohlfart des Staates. — Der Entzweck ihrer kirchlichen Advokatenstelle sey folgsam nicht geistlich, sondern ganz zeitlich, nämlich die Ruhe und Sicherheit des Staates, in so weit dieser durch die Religion erhalten wird.

Auferbäulich von einem Priester, und Katholischen Lehrer gesprochen! also haben die Regenten keine Pflicht für die Religion wegen ihr selbst, noch wegen Gottes Ehre; sondern nur insoweit, die Religion nützlich ist zum zeitlichen Wohlstande des Staats? Also gehen die Regenten jene befehlende Worte des Evangeliums nicht an: Suchet zuerst das Reich Gottes, und seine Gerechtigkeit: sondern ihre erste und letzte Pflicht ist, die zeitliche Glückseligkeit ihrer Völker zu befördern? also sind die Religion und Ehre Gottes von ihnen, den Regenten nur als Nebendinge zu betrachten? Heißt dies nicht die Mittel mit



Dem Endzwecke verwechseln? — „Freund rufen
 „dem Herrn Obernetter hier die zween allgeu-
 „sche Pfarrer zu; sind diese die Grundsätze des
 „so wichtigen Staatsrechtes, welches Sie uns
 „zu studieren so nachdrücklich empfehlen? oder
 „haben Sie diese aus des Mahometers Koran ge-
 „borget? —“

„Ey doch! hätten sie gar noch gesagt: die
 „Regenten als Regenten sind nicht wegen Gott,
 „und damit sie bey ihren Staatsbürgern die Voll-
 „ziehung seiner Gebotthen aus der Absicht, ihm zu
 „gefallen, betreiben; sondern nur in so weit die
 „Vollziehung der göttlichen Gebotthe zu dem zergänge-
 „lichen Wohlstande des Staats be trägt. Herr! uns
 „altmodischen Pfarrern (auch mir) schaudert or-
 „dentlich ab so verderblichen Grundsätzen, die nicht
 „nur mit der göttlichen Schrift, sondern sogar
 „auch mit aller gesunden Menschenvernunft offen-
 „bar kontrastiren.“ — Wehe der Religion, wenn
 „solche Schmeichler, deren ein jeder auf das Herz
 „und Vertrauen des Fürsten Anspruch macht den
 „Thron umzingeln! Noch mehr wehe der Religion,
 „und der gesammten Kirche, wenn solche heillose
 „Schmeichler das Fürsten-Ohr wirklich betäuben!
 „alsden wird sich, wie dort beim Ahasverus gar
 „bald offenbaren, wie die Anschläge der Könige
 „durch etlicher Leute böses Eingeben (oder
 Schmei-

Schmeicheleyen) verkehrt werden. * Und dies ist eben, nach der Anmerkung des Herrn Verfassers der zweyten Gegenantwort auf die Antwort des Herrn Philibert Obernetters, die Ursache warum die gründlichsten Vorstellungen der noch eifrigen Kirchenhirten bey den Regenten kein Gehör mehr finden; weil nämlich die heutigen Hofkanonisten, und Schmeichler, mit welchen Herr P. Obernetter so ziemlich harmoniret, den Beherrschern dieser Erde immer nur Rechte beylegen, und sie ohne Gefahr einer Sünde ausüben zu dürfen, mit ihren Gewissen versichern.

Was ist es anders als eine verläumderische Schmeicheley, wenn der Freymüthige in seiner Abhandlung von den Messstipendien, und Verminderung der Messe. S. 381. sich also ausdrückt: „Wenn wir alles dieses reiflich überlegen, so möchten wir wünschen, daß unser Monarch, der mit dem Geiste der ersten Christen so nahe bekannt ist, die Zahl der täglichen Messen einschränkte, und uns auch in diesem Stücke der Disciplin der ersten Kirche näher brächte. Vom Klerus ist ohne dies nicht zu

R 2

„ers

* Wessen Geistes Kinder diejenigen sind, die solche Einschränkung wünschen, ist oben unter dem Titel Messopferverächter zu sehen.

„ erwarten , daß er von freyen Stücken , und
 „ aus eigener Bewegung irgend einen Mißbrauch
 „ abstelle.

Ich sage einmal , dies ist eine offenbare
 Schmeicheley ; indem der Freymüthige den welt-
 lichen Regenten zum Pabst , und Bischöfe macht.
 Denn woher hat ein Monarch , so nahe er immer
 mit dem Geiste der ersten Christen bekannt seyn
 mag (quod esset demonstrandum) die Gewalt , die
 Zahl der täglichen Messen mit Rechte einzuschrän-
 ken ? Hat denn die geistliche Macht in unsern Jahr-
 hunderte in geistlichen Dingen gar nichts mehr
 zu schaffen ? Ist denn die Einschränkung der Mes-
 senzahl nicht eben so gewiß was geistliches , als die
 Einschränkung der östern Beicht und Kommunion ,
 in welcher eine Reduktion zu machen außer der
 Sphäre der Regenten ist ? Kann wohl dieser
 Schmeichler , ohne einen geistlichen Raub zu bes-
 gehen , das Recht , die Zahl der täglichen Messen
 in engerer Schranken zu setzen , der Kirche so schlecht-
 weg absprechen , und gerade zu dem Monarchen
 einräumen ? — —

Ich sage zweymal , eine verläumderische
 Schmeicheley ; denn ist es nicht eine offenbare
 Verläumdung , daß der Klerus nirgend von freyen
 Stücken einen Mißbrauch abstelle , da doch sich
 hundert , und mehrere Satzungen aufweisen lassen ,
 welche

welche gerade zur Tilgung der Mißbräuche von Päbsten und Bischöfen verfaßt worden sind? Besennet ja doch der Freymüthige dies selbst, und führet selbst mehrere Kanonen an, durch welche verschiedene Mißbräuche von dem Klerus sind abgeschafft worden. Z. B. SS. 398. 399. 402. 405. 414. In meinem Lande heißt man so schreiben, sich selbst widersprechen. Ich will also diesen Herrn einstweilen auf den weiter unten vorkommenden Titel, Widersprecher ihrer selbst, verwiesen haben.

Was hat demnach Herr Zybel, mit seinem saubern Markus Antonius de Dominis Ursach, ungehalten zu lärmern; Entweder Hofnung, etwas gutes von dem Pabste zu erhalten, oder Furcht der Bestrafung haben den Schmeichlern Gelegenheit gegeben, die Pabste über die Bischöfe zu erheben? Ungerecht Herr Landrath! Heut zu Tage ist Furcht und Hofnung der Hoffschmeichler die wahre Ursach, warum man den Pabst so weit herabzusetzen sich erkühnet. „ Furcht, weil man dem manchmal „ durch einführische Grundsätze hintergangenen „ Landesheern zu widersprechen, Ungnade zuges „ wärtigen hat; Hofnung, weil man durch ein „ schmeichelendes Jarwort bey jeder Glaubens, „ und Kirche widrigen Meinung desselben einen „ Beyßitz in herrschaftlicher Landkommunion über „ eine einträgliche Klosteraushebung erschafete.

„ Und zu diesem Geschäfte, welches auch ein Un-
 „ gelehrter auszuführenfähig wäre, wünschet ihnen
 „ der gelehrte Dorffschulmeister ohne Schmeiches
 „ ley gute Stunden. “

Ich weis, daß sich dergleichen Schmeichler
 nicht entfärben, den Großen der Erde vorzuspie-
 geln, sie seyen durch ihren Eintritt in die Kirche
 Herren, und Gewalthaber über den geistlichen Staat
 geworden. Aber nein, meine Herren! die Sache
 verhält sich ganz anders. Die Könige, oder die
 Kaiser ließen sich taufen, und durch die heil. Taufe
 wurden sie Söhne, und nicht Herrscher der Kir-
 che; durch den geistlichen Unterricht Lehrlinge,
 und nicht ihre Meister; durch die Empfangung
 der heiligen Sakramente ihre Unterthanen, und
 Zöglinge, und nicht ihre Befehlshaber, und
 Gebiether. Was bleibt ihnen nun, da sie er-
 wachsen sind, über, als die kindliche Pflicht, sich
 ehrerbietig zu bezeigen gegen ihre Sakramente,
 redtregläubig gegen ihre Lehre, gehorsam gegen
 ihre Gesetze ???

Zinweg mit dieser veralteten Sittenlehre,
 ruft mir vielleicht ein neumodischer Schmeichler
 kühn entgegen. Sie gehöret nicht in unser Jahr-
 hundert! ihr hättet einige Jahrhunderte eher das
 mit kommen sollen! Eure Sittenlehre ist iht
 nicht mehr Mode; sie schmeckt nach der Kanzel,
 nach

noch dem Prediger sit. Den Großen ist alles erlaubt. Es gelten keine andere weder geistliche, noch weltliche Gesetze mehr, als die sie selbst geben, und daran sind sie nicht gebunden! Ihr sprecht zu katonisch, und zu miltsüchtig!

Gemach, hungerig und durstiger Herr Speis-
hellecker! Rechtsgelehrte, große Rechtsgelehrte behaupten, daß dem Landesherren das Obereigenthumsrechts nicht einmal im weltlichen, geschweige im geistlichen Staate zukomme, als bloß in der offenbaren, und äußersten Nothdurft des gemeinen Wesens: * Also dessen Gränzen allein hierinn, und nicht in der Willkür, oder ausschweifenden Regierucht des Regenten zu sehen seyn. ** Vergebens mochen Hornius und Rhetius zween Publicisten einn Unterschied zwischen der Macht und Vollmacht eines Regenten, indem auch diese sich nicht über den Umkreis des gemeinen Bestens hinausschwingen kann: und wer aus derselben eine willkürliche, oder allmächtige Gewalt zu bilden sich heraus nimmt, ist ein gewissenloser Schmeichler, und Jünger des Machiavells. *** Regens
R. 4

* Reichsprälatisches Staatsrecht, 2 Th. 8. Kap. I. §. 495.

** Kreitmayers Grundriß des allgemeinen Deutschen, und bairischen Staatsrechts §. 7.

*** Leyser de assentat. Ictor. §. 33.

ten, denen die Sorge des eigenen, und allgemein
nen Heils am Herzen liegt, würdigen dergleichen
Schmeicheleyen keines Gehörs.

Siebt es aber Regenten, die schwach genug sind,
dem zu unsern Zeiten so gewöhnlichen Laster der
Schmeicheley ihr Ohr zu schencken; wez will als:
denn die üblen Folgen unter eine Ziffer bringen?
Maffen nach der Beobachtung des Antiquitäts-
schreibers kein Laster von gefährlichern, und
Schlimmern Folgen ist, als dieses. „ Es macht
„ einen Tyrannen zum guten und löblichen Regens-
„ ten, einen Menschenfeind zum Helden, einen
„ Religionsverächter zum Beschützer derselben, ei-
„ nen Ungläubigen zu einem Mann von Talenten,
„ einen Thoren zum Weisen, einen Niederträchtigen
„ zum Großmüthigen, einen Witzling, oder Beck-
„ zum großen Gelehrten — und dergleichen mehr;
„ und gleichwohl bleiben diese alle der Sache nach,
„ was sie gewesen sind. “ Ja die Schmeicheley
unsrer Aufklärer, wie dieser Autor anderswo
anmerket, ist sogar Schuld daran, daß unsern
Nachkommen die wirklichen, und wahren Verdien-
ste, oder den eigentlichen Charakter eines Großen,
eines Helden, eines Gelehrten, und berühmten
Mannes niemals recht erfahren, sondern, wenn
sie die Lobschriften dieser Schmeichler lesen, alle-
zeit werden betrogen werden.

„ Alle übrige Laster, sagt er weiter, werden
 „ selbst von demjenigen erkannt, oder doch wenig-
 „ stens nicht ganz verkannt, der sie begehet, ge-
 „ schweige von demjenigen, an dem sie begangen
 „ werden. Hier aber ist das Gegentheil. Der
 „ Tyrann glaubt wirklich, er sey ein guter Regent,
 „ und der Geck, er sey ein Gelehrter, u. s. w. —
 „ Was Wunder also, wenn dieses Laster so allge-
 „ mein, und von so weitem Umfange ist, die Wir-
 „ kungen aber desto schädlicher, und gefährlicher
 „ sind, weil man selten die Ursachen davon erfors-
 „ chen kann. — Ihr Großen, ihr Gönner! wol-
 „ let ihr mit eigenen Augen sehen lernen, erfors-
 „ chet die Schmeichler, verbannet sie von euch;
 „ anders könnet ihr diesen Endzweck nicht erre-
 „ chen, noch weniger zur Ruhe, und Zufrieden-
 „ heit gelangen. “

„ Ja, sagt mancher Großer, es ist gar leicht
 „ dieses zu sprechen, und zu schreiben; aber
 „ schwer, und wohl gar unmöglich, es ins
 „ Werk zu setzen. Man muß sich auf die Treue
 „ seiner Diener verlassen, so lange man kein Zei-
 „ chen einer Untreue verspüret. Wie soll mans
 „ aber anfangen, zu wissen, welcher Diener es
 „ treulich, und redlich meinet, oder welcher ein
 „ Schmeichler und Heuchler ist? Das ist un-
 „ möglich; denn man kann niemanden ins Herz
 „ sehen. — Und ich sage euch: nichts ist leichter,

„ als dieses. Ihr dürfet nur — doch nein —
 „ wie wohl ist mir, daß das Wort noch nicht
 „ heraus war! — — Ich besinne mich eben —
 „ es ist ein geheimes Mittel, welches ich nicht
 „ öffentlich bekannt machen darf. Ich erbithe mich
 „ aber, es einem jeden Großen insgeheim münd-
 „ lich zu eröffnen, wenn er mir heilig gelobet, es
 „ niemanden weiter zu entdecken. — Das ist
 „ alles, was ich jetzt davon sagen kann. — Prüfet
 „ inzwischen eure Meinungen.

Schon genug, Herr Antiquarier, ihr letztes Wort verräth ihr ganzes Geheimniß; denn welches ist die stärkste Reizung, nicht nur etwan bey den Großen, sondern fast bey jedem, daß man seine Neigung, und sein Vertrauen einem Schmeichler schenket? — Ist es nicht fast allezeit die Hoffnung, daß man bey ihm Gefälligkeit, Bequemlichkeit, und Stützen für seine Neigungen und Leidenschaften finden werde? — Ziehen wir nicht im Gegentheil alle diejenigen, bey denen wir diese Annehmlichkeit nicht finden, so große Verdienste sie auch außers dem haben mögen? Solchergestalt behalten die Schmeichler den Vorzug, und wir verlassen die Weisen, deren einzige Gegenwart * uns beschwerlich fällt, weil sie als Freunde der Vernunft, und der Wahrheit, sich unterstehen, alles Dasjenige zu sehen, und zu tabeln, was beyden zuwider ist.

Sin-

* Beyspiele sind verhaft.

Hingegen stellet sie die Schmeicheley uns in unsern Augen als Personen vor, an denen nichts auszusetzen ist; sie selbst aber zeigt sich unter dem annehmlichsten Scheine der Hochachtung, und der Freundschaft. Dieses ist ihre Lockspeise: eine Lockspeise, welche zwar der Vernunft unschmackhaft ist, wenn sie dieselbe genau untersucht; sie zeigt aber die Eigenliebe; und weil die Eigenliebe allem das, was ihr schmeichelt, geizig ist, so giebt sie der Sache stets einen stärkern Ausschlag, als die Vernunft.

Wie sehr sind demnach die Großen, die Könige zu beklagen! Sie, die beynabe das Recht besitzen, als Götter angesehen zu werden, und das hero so gern vergessen, daß sie Menschen sind: sie, deren Rang schon an sich selbst so verführerisch ist, und fast alle diejenigen in Verführer verwandelt, die um ihre Person sind. Ich sehe, wie das gottlose, und grausame Volk der Schmeichler und Speichellecker, das stets bereit ist, vor dem Gözenbilde des Glückes die Knie zu beugen, von allen Seiten herbeyeillet, sich um ihren Thron drängt; sie nach ihren vorgeblich geläuterten, und aufgekklärten Grundsätzen über alle Gesetze hinweg, und ihnen statt dessen das machiavellische, *Voluntas Principis summa lex esto*, in den Kopf setzen, wenn auch schon viele tausende dadurch unglücklich, und zu Sklaven gemacht werden. — Wie sehr
wäre

wäre es den heutigen Regenten zu wünschen, daß sie lauter Wrisberge an ihrer Seite hätten! — Denn als einst König Georg der II. von Großbritannien den Präsidenten seines höchsten Gerichtes in den Churlanden, Freyherrn von Wrisberg an öffentlicher Tafel fragte: wie kömmt, Herr Präsident, daß ich alle meine Prozeße bey dem Oberappellationsgerichte verliere? Gab er die kurze, von aller Schmeicheley weit entfernte, und von einer unbeweglichen Ehrlichkeit zeugende Antwort: Weil Euer Majestät allemal unrecht haben. Wehe aber dem Volke, wehe dem Lande! wo nur aufgeklärte Schmeichler dem Regenten das Staatsruder führen helfen; denn sie sind eben so schlimme Statisten, als stirnlose Schmeichler.



Schlimme Statisten.

Die Staatskunst, sagt der Verfasser des Werks: *Ordre de la Societe &c.* im 2ten Bande, Seite 228. „ ist eine Wissenschaft, deren Dunkelheit ihr ein tieffinniges Ansehen giebt, und deren Widersprüche sich scheuen, sich in einem hellern Lichte sehen zu lassen.“ Fürwahr eine sehr empfehlende Schilderung von dieser hochgepriesenen, wiewohl unbestimmten Wissenschaft!

Noch verdemüthigender redet von dieser Kunst
 der bekannte Antiquitätschreiber, der sie un-
 ter die zu unsern Zeiten so häufig gewöhnlichen
 Scharwenzelwörter, womit man keinen Begriff
 verbindet, als z. B. der Nesthetik, Sentimentas-
 listik, Charakteristik, Plastik, Planistik, u. s. f.
 zählt will. „Dahin, schreibt er S. 262. gehört
 „unstreitig auch die Staatskunst, oder Statia-
 „stik, diese so berichtigte Wissenschaft, deren Vers-
 „ehrer zu unsern Zeiten eine so hohe Miene an-
 „nehmen, daß man glauben sollte, Wunder, was
 „für Weisheit dazu gehöre. Beleuchtet man sie
 „aber etwas näher, so ist sie weiter nichts, als
 „ein Theil des Staatsrechts, oder der Politik,
 „welcher aber durch so viele Zusätze, willkühr-
 „lich angenommene Sätze, und Meinungen, Vers-
 „drehungen, eingemischte Nebendinge, und Als-
 „lotrien so verstellet ist, daß man ihn eine Zeit
 „lang vor dem Schwall von Worten Allegationen,
 „und Geschwätz, womit er umgeben ist, nicht er-
 „kennen kann. Und wenn man ihn recht genau
 „zergliedert, und aus der Erfahrung endlich mit
 „vieler Mühe eine Art von Definition daraus ab-
 „strahirt, so siehet man, daß diese ganze Kunst
 „nichts anders sey, als eine mit Dunkelheiten,
 „und Widersprüchen angefüllte unnöthige Wissens-
 „schaft, welche eigentlich dazu dienen soll, daß
 „sich die Völker, und die Großen, unter dem
 „Schein des Rechts, und der Ehelichkeit betrügen,
 „eina



„ einander berauben , und mit Manier todschlas
 „ gen können. Wie wohl wäre also dem ganzen
 „ menschlichen Geschlecht , wenn es von dieser ges
 „ rühmten Kunst niemals etwas gewußt hätte. “

Das heißt doch die hochgerühmte Staates
 Kunst auf eine ziemlich beleidigende Art beschreis
 ben. Mein so feindselige Ausfälle werde ich meis
 ner Feder nicht gestatten ; denn ich lasse die Staats
 Kunst auf ihrem Werth , oder Unwerth beruhen ,
 und behaupte nur , daß es unter den angemasten
 Aufklärern immer mehr schlimme , als gute Staats
 risten gebe. Unter die erstern glaube ich mit Recht
 vorzüglich jene zählen zu dürfen , welche den Res
 genten vorspiegeln , unsere Vordältern seyen einfäl
 tige Staatsmänner gewesen , weil sie behaupteten ,
 daß , je angesehenener , vornehmer , freyer , und
 wohlhabender die Unterthanen eines Staates sind ,
 je größer , und erhabener seye der Regent , der
 über sie herrschet ; je niedriger , sklavischer , und
 ärmer hingegen die Unterthanen sind , desto mehr
 verliere der Regent von seiner Größe : mit einem
 Worte , daß derjenige , der über fraye Menschen
 herrschet , ein ungleich größerer Regent sey , als
 der über Knechte , und Sklaven regieret.

Unter die schlimmsten Staatisten zähle ich weiter
 diejenigen , welche den Regenten in den Kopf setzen ,
 das Wohl des Staates sey kein anderes , als ihr
 es:

eigenes Wohl: welche die Unterthanen zu bereden suchen, die Größe, und Reichthum des Fürsten sey die wahre Größe, und Reichthum des Staats: welche den Fürsten eine solche Gewalt einräumen, die weder an eine Noth, noch an ein Gesetz gebunden ist: welche den Willen des Königs den Völkern als das einzige Gesetz vorlegen, also zwar, daß es Verwegenheit wäre, der Majestät des Königs Gränzen setzen zu wollen: welche endlich behaupten, auch nur der bloße Wille ohne Ursache sey schon hinlänglich, einen Einwohner des Reichs seines auch noch so gegründeten Rechts zu entsetzen; denn ein König seye alles über alles, könne alles wagen, und so handeln, wie einst der Tyrann Nero, es seye gleich überrechtlich, außerrechtlich, oder widerrechtlich. Aus solchen von dem barbarischen Heidenthume entlehnten, und von schlimmen Statisten auch auf die christlichen Fürsten ausgedehnten, von wahrhaft christlichen Regenten aber allzeit verabscheuten, mehr denn machiavellischen Maximen entspringen die falschen Begriffe, die man sich von der Bedeutung des Worts Staat machet, wie der Verfasser der Frag: Was ist der Staat? sehr wohl anmerket.

Selbst der soberühmte Montesquieu erkannte das Widerrechtliche solcher verkehrten Staatsmaximen: „Man kann sagen, schreibt er, daß die Passionen der Fürsten, die Geduld der Völker,

„fer, und die Schmeicheley der Schriftsteller
 „die Grundsätze des Staatsrechts, so, wie es
 „igt an einigen Höfen ausgeübt wird, nur in
 „der Wissenschaft zu bestehen scheint, wie ein
 „Fürst ohne Schaden seines Interesse die Gerech-
 „teit verlegen könne.“

Ich zähle ferner unter die schlimmen Staats-
 risten alle Aufklärer, welche mit Lybel, Hartz-
 berg, Obernetter, Sonnensels und fast unzähl-
 baren anderen die Aufhebung der Klöster, und Ein-
 ziehung der Kirchengüter zc. anrathen, und mit ih-
 rem Beyfalle begnehmigen. Denn hätte nach einer
 solchen verkehrten Staatskunst nicht ein jeder
 Landesfürst auch das Recht über das besondere
 Eigenthum eines jeden Mitgliebes und Burgers?
 Liefes aber dieses nicht gerade wider das Gesetz der
 Natur, wider den gemeinen Sinn, und Beobach-
 tung aller Völkerschaften? Würde nicht auf diese
 Art kein Eigenthum mehr in der Welt seyn, und
 wären nicht alle Menschen so armselig elendes Ge-
 schlecht auf Gottes Erdboden nur eitel Schlacken ei-
 niger Despoten, die doch ihr Daseyn, und An-
 sehen anfangs selbst den Menschen; mancher aber
 dem ledigen Schicksale der Natur zu danken ha-
 ben? — Oder was können Könige, und Fürsten
 dafür, daß sie von einem ansehnlicheren Vater, als
 ein Bauernknab gezeuget worden? — Daher ist
 die Anmerkung, welche der Verfasser der Frage:
Wohin

Wohin zielen die Absichten der Aufklärer ?
 sehr richtig : nämlich , daß man schon von Unbes-
 ginn der Staaten die Glückseligkeit des Staates
 in dem gesetzt habe , daß alle Mitglieder insgesamt
 und jedes insbesondere in : und äußerliche Sicher-
 heit für sich die seinigen , und was ihnen zuges-
 höret , genießen. „ Dies ist die natürliche Verz-
 „ bindniß , das wahre Völkerrecht aller Menschen ,
 „ die sich zu einem Staate gebildet , und aus keiz-
 „ ner andern Absicht einem Theil ihrer natürlichen
 „ Freyheit entsaget , und an einen einzigen Mens-
 „ schen , oder auch mehrere übertragen haben.
 „ Der Staat beschützet sich immer selbst ; nicht der
 „ Fürst ; dieser muß vielmehr von dem Staat bes-
 „ schützet werden : sogar wenn er ein Bindniß mit
 „ andern Staaten schließet , machet man gegensei-
 „ tige Rücksicht nicht auf seine Person allein , son-
 „ dern auf seinen ganzen Staat , und Macht , die
 „ er verwaltet. Die Sicherheit also ist der Grund
 „ der Glückseligkeit des Staates. “

Aus eben so richtigen Gründen verwirft er die
 Staatskunde jener vorgeblichen Staatisten , wel-
 che nur immer um Bevölkerung des Staats schreyen.
 „ Die Bevölkerung , sagt er , mag wohl zum Wohl-
 „ stande dienen ; aber wenn sie übermäßig ist , so
 „ ist sie dem Staate vielmehr lästig , und in vieler
 „ Rücksicht schädlich. Wenn daher ein Sonnens-
 „ fels und andere in geschwülstigen Worten , im

„ schmeichlenden Tone der Projektanten von ih-
 „ rem Rathgeber so etwas mächtig daher deklamiren,
 „ und die Glückseligkeit des Staats in der Bevöl-
 „ kerung ohne alle Einschränkung setzen; so müs-
 „ sen sie ja die Hurerey zc. sogar rechtfertigen, so,
 „ daß sie ein uneheliches Kind ein kostbares Pfand,
 „ und Geschenke des Staats nennen. Welch christ-
 „ liche Moral fließet aus solchen Grundsätzen!
 „ Könnte man auf solche Weis nicht auch einen
 „ ganzen Haufen freyer Dirnen entschuldigen,
 „ welche sich so freygebig zur Bevölkerung darbie-
 „ ten, daß zuletzt eine ganze Stadt in Gefahr stehet,
 „ von ihnen vergiftet zu werden? Fürwahr schöne
 „ Staatsflugheitsregeln? “

Ja, sagen die neumodischen Staatisten, das
 lassen wir schon gut seyn; aber die Noth, oder
 das Beste des Staats fodert es dermal ganz
 anders; das Privateigenthum muß diesem wei-
 chen. Dies ist die Sprache der heutigen Staatisten,
 und da liegt der ganze Knoten. Allein wissen denn
 diese Herren nicht, daß das Staatsrecht nur ein
 eingeführtes menschliches Recht ist, und dem Nas-
 turrechte weichen muß? Ein vernünftig, und
 billiges Staatsrecht muß vielmehr auf das Recht
 der Natur, der Religion, und sogar auf das all-
 gemeine Völkerecht gebauet seyn; diese müssen zum
 Grunde gelegt werden, weil sie göttlich sind, oder
 in der allgemeinen Uebereinstimmung aller Men-
 schen

schen bestehen: diese bleiben unabänderlich; das Staatsrecht ist veränderlich; in jenem ihren Grund sagen kann man nicht ändern; man müßte nur etwann sagen, daß es erlaubt sey, einen Staat wider Gott, wider die Natur, und allen Menschen zum Troz zu bilden. Und eben das ist, was einsichtsvolle Leute schon lang bejammerten: man erhebet das vorgebliche Staatsrecht über alle andere Rechte; man bildet ein System, nach dem sich Natur, Völkerrecht und Religion fügen sollen. Die heutige Staatsistik ist verdorben, mit Spitzfindigkeiten, und mit Zweideutigkeiten durchwebet, woraus Trugschlüsse gezogen werden; in den Piecen: der entlarvte Lybel; Kapitulation der sieben Kapitel; Was ist der Staat; ist der Staat in der Kirche, oder die Kirche in dem Staate &c. &c. sind mehrere dergleichen schon entdeckt worden.

Allein dessen ungeachtet fahren unsere neumodische Staatsisten fort, die Noth, und die Wohlfahrt des Staats vorzuschützen. Laßt sehen, ob sie nicht sehr unrichtig zu Werke gehen, weil sie insgemein von dem unbestimmten auf das bestimmte schließen. Man hat z. B. zu gewissen Absichten des Staats Geld vonnöthen; also gleich heißt es, die Geistlichkeit muß angelegt werden. — Warum denn eben gleich diese? — Ja, zum Nothfall muß alles beytragen; folglich darf, und muß man iht die gottselige Absichten der Stifter ändern,

und die Opfer der Gläubigen benützen: Der gemeinen Noth muß auf alle Weise gesteuert werden, folglich muß man die Freyheiten der Kirche einschränken: Jus ad finem dat jus ad media. — Unterdessen, meine Herren Staatisten, da weder ein richtiger Grad des vorgesezten Zweckes bestimmt ist, noch vielweniger die Mittel bestimmt sind, schließt ihr nicht von dem unbestimmten auf ganz bestimmte Arten, die Kirche Gottes, und ihre Gewalt und Freyheiten zu bedrücken? — Freylich schreyt ihr immer, die gemeine Noth ersodere diese, oder jene Einrichtungen, doch weis Gottlob! ein jeder, der gesunden Menschenverstand hat, ob, und was für eine Noth wirklich da sey; ob Krieg, Hunger, oder Pest im Lande herrsche. Mitbir muß auch ein jeder die Kapriken solcher schlimmen Staatisten zu entscheiden wissen.

Nichts ist gewöhnlicher, als das scheinbare Blendwerk der gemeinen Nothdurft, wodurch elende Staatisten die Regenten bezaubern, und nicht der gemeinen, sondern vielmehr ihrer eigenen Noth abzuhelpen suchen. Der größte Rechtsgelehrte unsrer Zeiten, Leyser bringt in seinem Grundriße des allgemeinen, und deutschen Staatsrechts über die Vorspiegung der allgemeinen Nothdurft die schönste Stelle auf die Bahn. Nichts ist gewöhnlicher, als die Vorspiegung der allgemeinen Wohlfahrt, aber auch nichts ist eitleres.

Man

Man wird nicht leicht etwas finden, das nicht wenigst durch Umwege dahin sich leiten läßt. Schon unter dem Kaiser Domitian führten die Advokaten eben diese Sprache, welche aber eher Abscheuen, als Aufnahme verdient. Könnte man nicht eben so leicht sagen: Die gemeine Noth erfordere, daß man den Unterthanen alle Grundstücke entreiße, und der Schatzkammer des Fürsten einverleibe? Eignet man einmal dem Regenten eine solche Gewalt zu, so bleibt gar bald dem gemeinen Mann nichts mehr übrig. Es ist also nicht genug, sich auf die allgemeine Nothdurft beziehen, sondern es muß die Noth untersucht, erwiesen, und die Unterthanen gehört werden. * Und dieses sezt Kreirmayr ** hinzu, ist besonders zu beobachten, wo die Noth des gemeinen Wesens nicht offenbar, oder durch Verträge, und Fundamentalgesetze festgesetzt worden, daß ohne Rath, und Einwilligung der Landstände keine wichtige Veränderung vorgenommen werde. Solchen wahren Staatsregeln zufolge pflegen billige Regenten nicht ebender, noch anders nach den Gütern ihrer Unterthanen zu greifen, als wenn ihnen die offensbare Nothdurft des Staats die Hände führet;

S 3

Sie

* De assentat. ictor. §. 33.

** Grundriß des allgemeinen und bayerischen Staatsrechts §. 31.

Sie folgen diesfalls dem großen Kaiser August, Der den Markt enger, als er gewünscht, gemacht hat, weil er sich nicht getraute den nächst angestrossenen Eigenthümern ihre Häuser wegzunehmen. * Zudem sollen die Herren Aufklärer, wenn sie ächte Staatisten seyn wollen, auch wissen, daß Salus publica seine unterschiedlichen Gradus habe, deren immer einer dem andern im Zusammenstoß ausweichen muß, wie Leyser wiederum sehr schön anmerket.

„ Denn, sagt er, gleichwie die Regalia oder jura
 „ majestatica nichts anders, als lauter solche Mit-
 „ tel sind, wodurch dieser heilsame Zweck erreicht
 „ werden soll; so giebt die Vernunft selbst ein,
 „ daß man bey der Auswahl die leichtern den
 „ schwerern, die sicherere den gefährlichen, die
 „ ordinaire den extra ordinairn Mitteln vorzuzie-
 „ hen habe, sonst wird auf einer Seite mehr ver-
 „ dorben, als auf der andern gut gemacht, folge-
 „ lich auch das jus ad media verlohren ex argumeto
 „ contrario: cessante fine cessant etiam media. ”

Eben so unbestimmt reden die neuern Staatisten in Ansehung der gemeinen Wohlfahrt. Diesen Vorwurf macht der berühmte Hr. Professor Schlegelwein mit Recht den zween Herren Staatsmännern

* Forum fecit angustius, non ausus extorquere Possessoribus proximas domus. Sueton. in August. c. 56.

nern von Justi, und von Pfeiffer in seinen
 wichtigen Beyträgen zu der Gerechtigkeit in
 Absicht auf die Klöster 2c. Seite 66. schreibt er:
 „ Der Herr von Justi, und sein eifrigster Nach-
 „ folger Herr von Pfeiffer reden immer von ges-
 „ meinschaftlicher Glückseligkeit, von gemeinem Bes-
 „ ten des Staats, und nirgends haben sie doch
 „ bestimmt, worinnen die gemeinschaftliche Glücks-
 „ seligkeit, oder das gemeine Beste des Staats bestes-
 „ ten soll. Ist denn nicht alles ein vages Raisones
 „ ment, das auf alle Seiten hingedrehet werden
 „ kann, wenn man den Hauptzweck des Staats
 „ in der gemeinschaftlichen Glückseligkeit setzet, und
 „ alle Regierungsmaximen daraus herleiten will
 „ ohne erst fest zu bestimmen, was diese gemeins-
 „ schaftliche Glückseligkeit des Staats sey? Wird
 „ dies nicht bestimmt, so wird ein jeder nach sei-
 „ ner besondern Convenienz seinen Begriff von
 „ der gemeinschaftlichen Glückseligkeit des Staats
 „ bilden, und also Regierungsnormen nach seinem
 „ Belieben annehmen. Ich wiederhole hier also
 „ an alle die, welche mit Herrn von Justi immer
 „ von gemeinschaftlicher Glückseligkeit, gemeinschaft-
 „ lichen Interesse, gemeinem Bestem des Staats,
 „ und Wohl des Ganzen reden, meine schon milt-
 „ lionenmal gethane Frage: Was ist die ge-
 „ meinschaftliche Glückseligkeit des
 „ Staats? Worinnen besteht sie? —
 „ Ich bitte, solche gründlich zu beantworten.“

„ Ich habe sie in meinen Schriften auf's pünkt-
 „ lichste zu bestimmen gesucht, und ich schmeichle
 „ mir, daß ich den Beyfall großer Regenten,
 „ Minister, und Gelehrten völlig auf meiner Seite
 „ habe. Ich setze nämlich das gemeine Beste des
 „ Staats in der vollkommenst möglic-
 „ hen Sicherheit des ganzen Perso-
 „ nal- und Realeigenthums eines
 „ jeden Gliedes der bürgerlichen
 „ Gesellschaft, und der bestmöglic-
 „ hen Benutzung desselben. — und
 „ soll, so lange es keinem andern
 „ Menschen in sein Eigenthum un-
 „ gerechte Eingriffe thut, heiligst des
 „ bey geschützet werden.“ Hieraus zieht Schletz-
 „ wein nun den richtigen Schluß, „ daß kein Regent
 „ jemals berechtigt seyn könne, irgend einem Dier-
 „ schen, irgend einer Familie, irgend einer Gesells-
 „ chaft, und folgsam auch irgend einem Kloster
 „ seine Güter, oder seine eigene Nutzungsrechte
 „ über gewisse Güter darum zu entziehen, weil
 „ er glaubt, daß eine bessere, oder nützigere
 „ Verwendung, oder Verwaltung derselben statt
 „ finden können.“

Das lautet doch ein bischen Staatskündiger,
 als die verkehrten Grundsätze jener schlimmen
 Staatisten, welche zwar unaufhörlich die Wohl-
 fahrt, und Beste des Staats im Munde führen;
 bey:

beynebens aber rechtmäßige Mitglieder des Staats von ihrem Eigenthum, und der bestmöglichen Benutzung desselbigen zu verdrängen suchen. Ich hätte beynabe Lust, die trolligste Anekdote, welche der Weltbürger zu Bempten seinen neuesten Weltbegebenheiten No. 11. den 25sten Jenner 1786. einschalten beliebte, auf derley schlimme, und offenbar interessirte Staatisten anzuwenden. Sie lautet also:

Der neue Teufel.

Um auf der Welt geehrt zu seyn,

Ziel es unlängst dem Teufel ein,

Den alten Namen zu verkennen.

Er ändert ihn — Er bittet und gebet,

Man soll ihm nur zu unsrer Zeit

Schlecht das Interesse nennen.

Will vielleicht der Herr Weltbürger uns dadurch zu verstehen geben, daß man die neuen Staatisten als solche neue Teufel ansehen solle? Meinethwegen, ich will es mir indessen gefallen lassen.



Allein die neumodischen Staatisten scheinen mit dem Herrn von Pfeiffer behaupten zu wollen, der Mönch wäre weder Bürger, noch Eigenthümer, folglich könnte man ihm nichts von seinem Eigenthum nehmen &c. Aber der ebenbelobte Herr Schlerwein beweiset das Gegentheil, da er L. C. S. 71. aus guten, und richtigen Gründen also raisoniret: „ Der Mönch, der
 „ im Staate wohnt, ist ein Glied des Staats,
 „ oder bürgerlichen Gesellschaft, ob er schon kein
 „ Bürger in dem engen Verstande ist, darins
 „ nen man das Wort im Kanzleystil heut zu Tage
 „ zu nehmen gewohnt ist. Ein jeder Mensch,
 „ der in einem Staate häuslich lebt, er mag an
 „ den Lasten des Staats tragen, oder nicht,
 „ heißt schon längst im allgemeinen Staatsrechte,
 „ und in der Politik Bürger des Staats. Kei-
 „ nem Menschen, der im Staate wohnt, man mag
 „ ihn Bürger nennen, oder wie man will, darf
 „ etwas von seinem Eigenthum willkürlich ent-
 „ zogen werden, wenn er nicht ungerecht ge-
 „ handelt hat, und dies gilt also auch von den
 „ Rechten eines jeden Mönchs, und jeder Non-
 „ ne u. s. w. “ Denn wie der Verfasser seiner
 Zweifel, ob die katholischen Geistlichen in
 Rücksicht auf ihre Personen den weltlichen
 Regenten auch unterthan sind? sehr wohl mer-
 ket, so kann jemand zum Staat gehören, ohne
 daß er ein Unterthan des Staats ist; gleichwie auch
 der

Der Regent zu dem Staat gehöret, aber nicht als Unterthan.


Eine eben so schlechte, oder vielmehr schlimme Staatskunde verräth der Herr Professor Obernetter, wenn er nach seinem Formular, mit dem Herrn Lybel, ohne alle Einschränkung in die Welt hinaus schreibt: die auch sonst religiöse Handlungen hören auf solche zu seyn, wenn sie den Wohlstand des Staates verhindern. Und weiter: die geistliche Macht hat kein Recht, ihre Unterthanen zu verbinden, daß sie Gesetze halten, die dem Staate nachtheilig sind.* Hätte er nicht doch wenigst unter einem wesentlichen, und zufälligen, unter einem großen oder geringen Schaden, und endlich unter einer wirklichen Beschädigung, und dem bloßen Abgange eines größern Vortheils unterscheiden sollen? Denn gleichwie einen weltlichen Unterthanen von der Beobachtung der landesfürstlichen Gesetze nicht ein jeder, sondern nur ein wesentlicher Schaden, daß ihm der Gehorsam sittlicher Weise unmöglich ist, entschuldiget; ** eben also kann den Staat, und seinen Monarchen nur ein wesentlicher, oder großer Schaden, und eine moralische Unmöglichkeit von einem Kirchengebote lossprechen; und was noch über alles ist, so muß der Schaden offenbar, und gewiß seyn, wie wir weiter oben gesehen haben.

Nein,

* S. 200. ** Billuart tr. de leg. diff. 4. Art. 6.

Nein, meine vorgeblichen Herrn Staatisten, mit eiteln Vorspiegelungen der Noth, oder der allgemeinen Wohlfart des Staats werdet ihr vor dem scharffsichtigen Auge Gottes nicht auslängen; er wird euch nicht anders, als sein eingebohrner Sohn den großen, und listigen Staatsmann, den Herodes ansehen, dessen Staatskunst man so sehr bewunderte, und vermöge welcher er die Juden auf eine so geschickte Art einzunehmen, und sich bey den Römern beliebt zu machen wußte. Was aber war diese große Staatskunst, und Politik nach dem Urtheile des Sohns Gottes? — weiter nichts, als Arglistigkeit, und eine schlechte Denckungsart, die ihn des Adels des Menschen beraubte, und in die Klasse der geringen Thiere setzte, die vermöge des natürlichen Triebes listig, und verschlagen sind. Gebet hin, heist es beyrn Lukas am 31. und sagt diesem Fuchse 2c. So betrachtet der allerhöchste Richter nicht nur die schlimmen Staatisten, sondern selbst sogar die Potentaten, welche die Welt regieren, und die wichtigsten Staatsgeschäfte auf das geschickteste zu verwalten glauben, wenn sie die Religion, die Wahrheit, und die Gerechtigkeit, diese veraltete Undinge auf die Seite setzen: welche sich oftmals eine Ehre aus dieser niederträchtigen Denckungsart machen; welche nur auf ihren Nutzen sehen, und sich für Staatskluge halten, wenn sie nur ihre Absichten erreichen, es geschehe, auf welche Art

es wolle. Ist nicht der Karakter solcher Staatsisten zu verabscheuen? — Gewiß eben so sehr, als jener der aufgeklärten Schriftsteller, wie gleichsam zu ersehen seyn wird.



Schlechte und schlimme Schriftsteller.

Sch könnte mich in Betreff der bösen Schriftsteller lediglich auf die Titel: abscheuliche, und ausgeschamte Authoren; Falsarii; freche Lügner; Verfälscher, u. s. w. bewerben; allein da wir in einem Jahrhunderte leben, wo täglich neue bochaste Schriften, die einer ewigen Nacht würdiger wären, an das Licht treten; und wo man alles billiget, was in einer blendenden Schreibart erscheint, die Sache mag übrigens beschaffen seyn, wie sie will; besonders, wenn es von Leuten herkömmt, die mit ihren Schriften bey der witzigen Welt Beyfall erhalten haben; so läßt sich in einem so engen Raum, wie ich meinen Titeln ausgesteckt habe, nur allzeit das wenigste anbringen. Um nun den anderwärtigen Abmangel in etwas zu ersetzen, wird es erlaubt seyn, über unse-

re bösertige Schriftsteller hier noch eins und anders nachzutragen.

Den Verfall, und die Bosheit der heutigen aufgeklärten Schriftsteller überhaupt bekante werte erst ferntig vor dem Angesichte unsers deutschen Vaterlandes Herr von Eckartshausen in seiner staatlichen Rede über die litterarische Intoleranz. „ Es ist ein fürchterlicher Gedanke, „ sind seine Worte, der den Mann mit Gefühl „ zurückscheuet, wenn er die Menge der Brod- „ churen durchleset, die seit einigen Zeiten die „ Welt überschwemmen; die weder Werke des Geis- „ tes, noch des Gefühles sind; die voll von pöbels- „ haften Ausdrücken, voll der künstlichsten Ver- „ leumdungen, und abscheulicher Menschenfeinds- „ lichkeit sind; die ihre Stärke in Witz, und saty- „ rischen Ausdruck setzen, und statt die Mensch- „ heit empor zu heben, dieselbe auf das schimpf- „ lichste erniedrigen. Solche Schriften sind schwamm- „ artige Auswüchse des Herzens, sie sind Bor- „ bothen krebsartiger Verhärtungen, die unheil- „ bare Uebel verursachen.“ Das heißt mit Wenig- gen viel sagen.

Insbefondere aber klagt er weiter unten S. 20. über jene aufgeklärte Stuzer, die sich vor der Zeit zu Schriftstellern aufwerfen, mit diesen saftigen Worten: „ der nervigte ungezo- „ gene

„ gene Junge, der seine Stärke im Arm hat,
 „ ruft auf: — ich will ihn brütschen; und ihr,
 „ die ihr eure Stärke in eurer Feder habt, ihr
 „ ruft auf: — wir wollen ihn herschreiben:
 „ So weit ist es mit eurer Einbildung gekommen.
 „ Ihr seyd noch ungezogene Jungen, leidenschafts
 „ lich, wie Thiere. Nichts unterscheidet euch vom
 „ kühnen Buben, als daß die Kräfte unterschies
 „ den sind, mit denen ihr der Menschheit zu schaa
 „ den suchet. Aber wie ist es auch anders mög
 „ lich? Der die Ruhe in Staaten stöhr, der
 „ die Eintracht der Mitbürger verdrängt, der die
 „ Stütze der menschlichen Glückseligkeit untergräbt,
 „ der die Ehrfurcht gegen den Fürsten aus den
 „ Herzen der Bürger reißt, der die Liebe zur Rea
 „ ligion verdrängt, der weder Freund weder Vas
 „ ter, weder Bürger, noch Mensch ist, ein un
 „ gezogener hartloser Bube, dem die Natur nichts
 „ als gerade Finger gab, die Feder zu halten:
 „ dessen schwache Verstandskräfte nicht einmal
 „ fähig sind, einen gesunden Menschengedanke aus
 „ zukochen: der darf es wagen, seine gefüllte
 „ Gedanken hinzuschreiben, und der Welt bekannt
 „ zu machen: wer darf sich zum Aufklärer auf
 „ werfen? u. s. w.“

Könnte

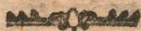


Könnte es schaden, wenn manchem von diesen muthwilligen Schriftstellern begegnete, was ihrem Großpapa dem Voltaire einst widerfahren ist? Dieser wurde von einem gewissen Grafen, auf den er Stachelschriften verfertigt hatte, im Dunkeln erwacht und tüchtig abgeprügelt. Als er nun deshalb zum König kam, und den Grafen verklagte, bediente er sich unter andern des Ausdruckes: „Ich hoffe, Euer Majestät werden mir doch Gerechtigkeit widerfahren lassen?“ — Worauf der König die kurze, doch treffende Antwort gab: — geht nur, was ihr da verlangt, ist schon geschehen.

Ueber vergleichen von der Jugendhige hingerrissene Schriftsteller führte auch schon vor mehreren Jahren die bittersten Klagen der bekannte Antiquitäten-Versasser. „Ein junger Gelehrter, schreibt er S. 62. kann die größte Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, und die ältesten und erfahrensten Leute darinn übertreffen; allein die Jugendhige wird doch der gehörigen Ausföhrung einer Sache stets im Wege stehen, Lebenshaftigkeit, muntere Kräfte, und Stärke, Witz, und ein großer, und fähiger Kopf sind nicht hinlänglich; es gehöret auch Ernsthaftigkeit, Erfahrenheit, und ein gesetztes Wesen dazu. In diesem Stücke werden, wie die Erfahrung selbst lehret, die Jungen von Aelteren fast allezeit

„ allezeit übertroffen, und die den letzten öfters ans
„ liebende Eigensinnigkeit ist bey weitem nicht so
„ schädlich, als Hitze und Uebereilung, die den ers-
„ tern mehrentheils eigen sind. Ein junger lebhafter
„ Kopf schreibt geschwind, wie ein schneller
„ Strom dahin rauscht: er siehet seine Arbeit noch
„ einmal flüchtig durch, schicket sie in die Presse,
„ und sie wird gedruckt. Nach Verlauf einiger
„ Zeit, wenn sich das Feuer in etwas gelegt hat,
„ steht ihm vieles nicht an. Allein es ist zu spät,
„ das Vorgethan, und Nachgedacht hat es ver-
„ dorben. Ein bejahrter und gefester Geist aber
„ macht es damit, wie ein guter Künstler, so lang-
„ ge an seiner Arbeit bessert, und feilet, bis er
„ glaubt, daß er solche vor Jedermann zeigen
„ könne. Er schreibt langsam, und nachdenkend; er
„ zweifelt, streicht aus, setzet wieder hin, und siehet
„ es mehr, wie einmal durch. Er schickt es nicht
„ gleich in die Presse; er nimmit es zuvor noch
„ einmal vor die Hand; er mustert hier, und da
„ noch etwas aus; er verbessert diese, und jene
„ Stelle, und nun läßt ers drucken. Vorbes-
„ dacht und nachgethan schüzet ihn vor der
„ Reue. “

Ich sehe also jene übertriebene Lobspri-
che, die man einem flüchtigen, und jugendlichen Schrift-
steller beyleget, billig als eitel ironisch an; und
lobe mir vielmehr jenen, der bey seinem Schreib-



pußt ein Duzend Federn entzwey käuert, wenn auch schon seine Arbeit so unzierlich, buntscheckigt, und durchstrichen aussieht, daß man Mühe hat. sie zu lesen, und den Zusammenhang herauszubringen; wenn nur die innerliche Güte da ist; darauf kömmt alles an. — Denn welcher Kenner wird so thöricht seyn, einen geschliffenen böhmischen Stein für einen ungeschliffenen Edelstein zu nehmen? und auf dieses, nemlich auf die ächt und Wahrheit hat man vorzüglich bey jenen Aufklärern zu sehen, die sich mit ihrer unerfahrenen Feder an das Fach der Theologie, und der Religion hineinwagen. Die kläglichen Folgen, die daraus zu unsern Zeiten entstanden sind, liegen, leider mehr als zu offenbar am Tage.

In diese Klasse setzt Erich Servati mit Recht die Freymüthigen, mit ihren neuen äußerst verdächtigen, und der strengsten Untersuchung würdigen Lehren, die meistens nur leichtsinnige Jungen, verdächtige Abbeeen, und schlechte Birger gegen reise, untadelhafte, auserbauliche Diener der Religion und des Staats unter ihren Vertheidigern zählen. Selbst sogar die lockere Jugend, ob schon sie sich wegen der Losprechung von der beschämenden Beicht höchlich erfreute, stieß die Köpfe zusammen, und lüfterte einander ins Ohr: „Diesmal lief es mit dem Reformations-
 „ geschäft ganz geschmacklos ab. Wahrlich, der
 „ Frey-

„ Freymüthige scheint zu schwinden, und mit seinen Hefen auf die Reize zu gehen.“ Freulich mit seinen Hefen, weil dergleichen Zeug die Vierzehngensschreiber zu Wien schon in hundert Brochüren von sich gaben. *

Die heut zu Tage so aufgeklärt seyn wolenden Schriftsteller ahmen auch nicht selten den Jansenisten und Portroyalisten nach, und verdienen auch aus diesem Grunde schlimme und schlechte genannt zu werden. Denn gleichwie der Jansenist oder Portroyalist alle geistliche, und weltliche Macht insgemein verachtet, sich wider selbe empöret, und ihre Verordnungen zu vereiteln sucht; so pflegen auch diese sich allem rechtmäßigen Verbothe, wodurch ihnen die Freyheit zu schreiben beschränket, oder ihre schon wirklich ausgestreuten verderblichen Werke den Händen der Jugend entrissen werden, zu widersetzen. Da aber ist sich eben auch nicht zu verwundern, wägen sie sich einmal zum Geseze gemacht haben, andere zu verführen, und zu verderben. Ist nun aber dieses ins Werk zu setzen, die Ausbreitung schädlicher Schriften eines der tauglichsten Mittel, so können sie auch nichts mehr als nach der Pressfreyheit seuffzen, und wenn ihnen diese nicht gestattet wird, so schelten sie mit dem Herrn Professor Kern

* Ländlicher Briefwechsel, zweytes Stückgen, SS. 40, 42, 43.



in Ulm die Landesregenten, und Obrigkeiten Tyrannen, und Unterdrücker der Menschenfreiheit; oder sie wissen durch heimliche Intriguen ihre verdammliche Schriften auszustreuen, und in selben wider das natürliche Menschenrecht auf die rechtschaffensten Männer zu schimpfen; ihre Bösnier hingegen mit Lobsprüchen bis an den Himmel zu erheben.

Auf dergleichen Schriftsteller passet gerowitz sehr gut, was die kritische Schrift der Journalen über die Jansenisten anmerket. „Fast allen von
 „ dieser Parthey (heißt es dort T. I. N. 5. Bl. 142.)
 „ sind ihre Lobsprüche, so wie ihre Schreibart ver-
 „ käuflich. Sie schreiben, was immer befohlen
 „ wird, und — loben die Bönnier und Freunde
 „ derjenigen, von denen sie gedungen worden; sie
 „ bellen die, so ihnen abgeneigt sind, wie Hunde
 „ an; schonen weder Regenten, noch Kirchenvor-
 „ steher, selbst das Ansehen, und die Verordnun-
 „ gen der römischen Päbste scheuen sie nicht auf
 „ eine tolle, und ruchlose Art herabzuwürdigen.
 „ Wie viel gleichgültiger müssen rechtschaffene Leute
 „ von minderm Stande, wenn sie gleich solche
 „ Schmädhungen nicht verdienen, dieses Verfah-
 „ ren aufnehmen? denn so ist einmal bey ihnen
 „ der Gebrauch; mißfällt je einer einem fertigen
 „ und witzigen Kopfe, so wird sein Name gleich in
 „ Schmähschriften durchgezogen; da ist keiner ei-
 „ nes

„ nes blöddern Verstandes, keiner in den Wissens-
 „ schaften unerfahrener, als er. Läßt sich der näm-
 „ liche durch die Lockungen in die Schlinge ziehen,
 „ und schlägt sich zu ihrer Parthen; dann heißt
 „ es alsbald ein Ausbund des Verstandes, und
 „ der Beurtheilungskraft; ein Mann der allen an-
 „ tiefen Kenntnissen überlegen ist u. s. w.“ Das
 Schriftstellerhandwerk ist also doch in diesen auf-
 geklärten Zeiten etwas sehr angenehmes, man be-
 trachte es von welcher Seite man wolle. Denn
 mit einem guten Schriftsteller ist das Publikum
 stets zufrieden; ein schlechter aber ist es gewiß im-
 mer mit sich selbst, oder doch wenigst seine aufge-
 klärten Consorten mit ihm.

Ihren schlechten, und scheußlichen Karak-
 ter verrathen dergleichen frevelmüthige Schrift-
 steller genugsam durch die Belarvung, Verschwei-
 gung, und Bemäntelung ihres eigenen Namens,
 indem sie öffentlich zu erscheinen sich zitterend fürch-
 ten, ihrem Handel nicht viel Gutes zutrauen, und
 ihrer persönlichen Beschimpfung vorbeugen wol-
 len. Sie sind nach der Anmerkung eines biedern
 teutschen Schriftstellers, wie die Ufassinen, oder
 Meuchelmörder, welche die Reisenden entweder
 in einer Vermummung, oder hinterrücks anpa-
 cken, um ihre Mörderstreiche, ohne als Thäter
 erkannt zu werden, anzubringen. Wollen sie von
 dem beleidigten Theile eine Vertheidigung haben;



wollen sie sich in einen Federduell einlassen? Gut! Das Vasser zurück! das Antlitz gezeigt! auf das man sie als ehrliche Fechter kennen möge. Schamlos lassen sie es aber bleiben, und ehrlos verdienen sie nicht einmal, daß man ihnen nur eine Sylbe entgegen schreibe.

Man mache mir hier den Einwurf nicht, warum denn ich meinen Namen gegenwärtiger Schrift nicht an die Stirne gesetzt habe? Ich antworte erstens, weil ein mächtiger Arm mir die Feder, da ich eben meinen Namen schreiben wollte, aus den Fingern schlenzte. Ich antworte zweitens, weil ich lauter Wahrheit schreibe, die Wahrheit aber, sie komme gleich von einem Bekannten oder Unbekannten her, muß einem jeden selbst nach der kaiserlich königlichen Anordnung wegen der Pressfreyheit willkommen seyn.

Möchten doch die aufgeklärten Schriftsteller wenigst meine zweite Antwort auf ihre Schriften anwenden können! Aber leider der in gegenwärtigen Werken vorkommende Titel, als abscheuliche und ausge schmackte Authoren; Salsarii; freche Lugner; lieblose Lasterer u. s. w. beweisen offenbar das Gegentheil. Selbst sogar im historischen Fache richten sie die größten Zerrüttungen an, welches der bekannte Antiquitätenschreiber schon vor mehrern Jahren beklagte. „ Sonst war
die, ,

„ die Geschichte, schreibt er S. 94. eine Wissen-
 „ schaft, die Begebenheiten, den Verlauf, und die
 „ Reihe der Dinge, wie sie sich wirklich zugetragen
 „ haben, zu erzehlen. Diese Zeiten sind vor-
 „ bey. Jetzt ist sie eine Kunst, die Sachen zu be-
 „ schreiben, wie sie hätten seyn können, oder, wie
 „ sie nach der Einbildung des Schriftstellers hät-
 „ ten seyn sollen. Man abstrahirt die Geschichte
 „ aus den wahrscheinlichen Ursachen Quellen an-
 „ zuführen, ist nicht Sitte; es macht, nach der
 „ ästhetischen Sprache, das Werk zu dickleibig, und
 „ möchte wohl auch um deshalb nicht rathsam seyn,
 „ weil die Leser sonst die Stellen nachschlagen, und
 „ den Geschichtschreiber öffentlich auf dem faulen
 „ Pferde erwischen möchten. Mit einem Worte:
 „ man thut fast nichts, als daß man schildert; jedoch
 „ nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder und
 „ mit Worten. — Nach der Verbindung, welche
 „ die Dinge unter sich haben, wird also ohne Zwei-
 „ fel die Fabel, und die Dichtkunst in die Stelle
 „ der Geschichte kommen. “

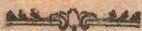
So ist zum Beispiel nach dem Urtheile dieses
 Schriftstellers ein pragmatischer Geschichtschreiber,
 wie ein großer Haufen, aus einem Tyrannen ei-
 nen guten Regenten; aus einem Gotteslästerer,
 und Christenverfolger einen Mann von Talenten,
 einen tugendhaften Herrn; aus der heidnischen Ab-
 götterey und der Freygeisterey eine Religion der

Tugend; aus einem frommen Mann einen Erzbö-
 sewicht, vermöge seiner Schilderkunst zu ma-
 chen im Stande. So kann auch ein Biograph,
 der, wie ein Schröck darsienge, was schon von
 hundert andern bis zum Eckel mehrentheils gesagt
 worden, in einer veränderten Gestalt, und präch-
 tigen Schreibart von neuem vorzuschildern, oder
 uns dabey neue Entdeckungen, und Anekdoten,
 die nur in seiner schildernden Einbildungskraft ih-
 re Wirkungen haben, vorzutragen, auch den Ka-
 rakter eines Mannes nicht aus der Geschichte, son-
 dern, wie ihm der Enthufasmus die Feder führt,
 zu abstrahiren gelernt hat; der, wie ein G. . r.
 und seines gleichen, in den alten Geschichtschrei-
 bern, und Schriftstellern, der Darinnen herrschen-
 den Unordnung unachtet, den Plan, die Absicht,
 und die Gedanken derselben, durch die sogenannte
 Philosophie der Geschichte, auf ein Haar entdecken.
 Die öfters darinnen befindlichen Lücken und Sprün-
 ge durch seine biographische Kunst auszufüllen
 weist, aus der Geschichte eine Fabel, aus der Fa-
 bel aber eine Geschichte machen, und dergleichen
 mehr. Man zeige mir demnach um des Himmels
 willen, worinnen der so sehr gewünschte Nutzen,
 das große Licht, und die Aufklärung bestehen, so
 dergleichen Schriftsteller entweder der gegenwär-
 tigen, oder nachkommenden gelehrten Welt gestif-
 tet, angesündet, und verbreitet haben? Zu was
 denn also so übertriebene Lobeserhebungen? Kön-
 nen

nen wohl selbe, wenn sie auch nicht im Swaß, sondern im Ernste geschrieben sind, in eine Betrachtung kommen, da sie in keinem Buche von Wichtigkeit, sondern in tändelhaften Kalendern, die nur ein Jahr gelten, gefunden werden? Auf was für eine kurze Ewigkeit ist also das Lob, und der Ruhm solcher Schriftsteller eingeschränket! — Nichts passet hierauf besser, als folgendes Sinngedicht des Herrn Michaelis unter der Aufschrift: Letzter Seufzer eines Kalenders beym Schlusse des Decembers.

Meines Bichleins Ewigkeit
 geht mit diesem Mond zu Grabe;
 Aber Trost genug für mich,
 daß ich mehr Kollegen habe.

Allein der süße Nachruhm, und selbst sogar die Androhung ewiger Strafen sind nicht vermögend der gleichen schlimme Schriftsteller von ihrer Seelenverderblichen Arbeit abzuhalten, sie fahren muthig fort, mit dem ungeheuren Schwallen ihrer nichtswerthen Schriften, ab ganz Europa zu überschwemmen. Wie wenige findet man, in welchen nicht die heilige Religion entweder ganz geradezu, oder doch seitwärts angegriffen wird: und da sie beynebens den Leidenschaften verdorrter und unbändiger Herzen schmeicheln, so werden sie aufs begierigste gesucht, und von sehr vie-



len mit Lust und Freuden gelesen. Man findet sie auf dem Puztische des Frauenzimmers, auf der Wechselbank des Kaufmanns, in dem Zimmer des Richters, in den Bücherschränken des Gelehrten, in dem Gezelte des Kriegers, in den Händen und Taschen des Jünglings, in der Werkstätte des Handwerkers, und endlich sogar in der Strohhütte des Landmannes. So muß ja das Aufklärungsgift recht schnell sich über alle Stände des gemeinen Wesens, zum größten Nachtheil der Religion und der Sitten ausbreiten. Ich sag das Aufklärungsgift; denn was, als Gift, sollen dergleichen Aufklärer athmen, da sie selbst nichts anders eingesogen? Was anders sollen denn dergleichen Schriftsteller von sich geben, als was sie aus vergifteten Quellen geschöpft haben? Wer sich dessen recht handgreiflich überzeugen will, verlasse sich einmal in das Studierzimmer eines Lutherans, da wird er einen ungeheuren Vorrath häßlicher Mißgeburten der schwindelnden Geister antreffen. Hier wird er Philosophen mit ihren verworrenen Meinungen, mit ihren verhänglichen Lehgebänden, mit ihren verblenden Scheingründen, derer einziges und ewiges Schreyen von der Vernunft ist, und derer Denkungsart doch nicht vernünftig ist, erblicken. Dort stehen absonderlich diese Wunder des Wizes, die auf der Schaubühne so oftmaliges Händeklatschen erregt, derer Namen aber hier ohne Schamröthe nicht kann gehöret

höret werden, weil sie die Pest christlicher Sitten sind. Einerseits wird er sehen diese sinnreichen aber treulosen Gedichte, welche nur deswegen, weil sie artig geschrieben sind, mit Lust gelesen werden, und die so leicht in das Herz einen Eindruck machen, wenn derjenige, der sie liest, eines verkehrten Sinnes ist. Andererseits wird er auf solche Abhandlungen kommen, in welchen der Irrthum seinen Lügen ein Färblein giebt; in welchen der Rottengeist seine Einfälle zu Wahrheiten macht, und schwachen Seelen den Schiffbruch des Glaubens bereitet. Anderswo wird er die Abentheuer der Religionspötker erblicken, deren Gründe lauter Zweifel, und deren Aussprüche nichts als Grissen sind, die nicht reden können, ohne dem, daß sie Gott lästern; welche alles, was sie thun, einzig zu diesem Ende thun, damit sie Stammväter zahlreicher Ungläubigen werden.

Fürwahr ein schöner Vorrath! was kann aus einer solchen Officine anders, als Gift, Pest und ewiges Verderben kommen? Gerechter Gott! wie groß wird nicht dermaleins der Haß, der Grimme, und die Wuth der Verdammten gegen diejenige seyn, die durch deraeichen Schriften ihre Verdammniß befördert haben? Ach! dieser Gedanke allein sollte machen, daß den bösen und gottlosen Schriftstellern die Feder aus der Hand fiele,
die

die ihre Talente nur anwenden, den Glauben anzuzerotten, und die Sitten zu verderben. — Ueber diesen altväterischen Gedanken setzen sich zwar unsere Aufklärer insgemein mit einem höhnischen Gelächter und verwegenen Gespötte hinweg. Das mögen sie meinerwegen dermal; aber es wird gewiß eine Zeit kommen, wo es ihnen nicht mehr angehen wird, stolze Spötter zu machen, wie sie es jetzt sind.



Stolze Spötter.

Man sollte glauben, wenn man ihren Namen betrachtet, es sey bey den Herren Aufklärern nichts als Sittsamkeit, und Bescheidenheit anzutreffen; denn das die Wissenschaften die Sitten feiner, geschliffener und naiver machten, war ein von den Weltweisen, Sittenlehrern, und Schriftstellern als unumstößlich angenommener Satz, welcher aber, nach der Bemerkung der so oft bemerkten Antiquitäten, zu unsern Zeiten gar sehr seinen Abfall leidet. Demuth, Bescheidenheit, Höflichkeit und Mäßigung sind solche Eigenschaften, die man aus obigem Grunde vorzüglich in dem aufgeklärten Stande der Gelehrten suchen und antreffen müßte, wenn auch dieselben gleich
aus

aus allen andern Ständen verbannet, und, so zu sagen, von dem Erdboden gänzlich vertrieben seyn sollen.

Allein die Erfahrung lehret leyder! zu unsern aufgeklärten Zeiten gerade das Gegentheil, besonders bey unsern sogenannten schönen und witzigen Geistern, bey den Kunstrichtern, und überhaupt bey denjenigen, welche vorzüglich aus den freyen Künsten und schönen Wissenschaften ihr Hauptwerk machen, und sich Aufklärer zu nennen pflegen. Anstatt der Demuth ist Hochmuth, und Prahlerey, anstatt der Bescheidenheit, Ungezogenheit, anstatt der Höflichkeit, Grobheit, und anstatt der Mäßigung stolze Spötterey eingekohret; und beynahе sollte man glauben, daß obiger Lehrsatz nunmehr seine Anwendung gänzlich verlohren habe. Denn was für ein stolzes, aufgeblasenes, und hochmüthiges Wesen herrschet nicht sowohl in dem Betragen, als in den Schriften solcher unweisen Witzlinge, besonders wenn von den Vorzügen ihrer neumodischen Lieblingswissenschaften die Rede ist! Was für übertriebene Prahlereyen und Grossprechereyen machen sie nicht von dieser oder jener öfters ganz entbehrlichen, oder doch ziemlich unerheblichen Sache, nicht anders, als wenn dazu göttliche Eigenschaften und Einsichten erfordert würden! Mit welsch unausstehlichen Stolz, mit welsch ungebundenen Spöttere-

reyen



reyen und Satyren suchen sie hingegen die sonst auch bestgegründete Schriften anderer, so nicht zu ihrer Parthey gehören, zu schänden, zu verhinzen, und bis in den Staube herab zu würdigen! * Mit einem Worte: Eitel Stolz und Spöttey ist das Gepräge der vermeintlichen Aufklärung.

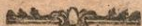
Dieses Brandmark findet auch Herr Karl von Eckartshausen an den heutigen Aufklärern; das her er sie mit diesen ernstlichen Worten also anredet:

„Glaubt mir! weder Wahrheit, noch Wohlwollen
 „ ist in euren Systemen. Leidenschaftlicher
 „ Stolz ist eure Puppe. Ihr sucht euch auf Kosten
 „ der Verunft und der menschlichen Ruhe hervor-
 „ zu thun. Ihr wölet Recht haben, ihr suchet kei-
 „ nen Unterricht. Der Stärkere im Schimpfen)
 „ legt den Schwächern das Stillschweigen auf. Der
 „ Streit endet sich gemeiniglich mit Schimpfworten
 „ (oder Spötteyeyen) und die Verfolgung war je-
 „ demal seine Begleiterinn.“ Es pflegen nemlich
 die Herren Aufklärer, gleich andern Schreibern, die
 Verspottung und Verhöhnung als mächtige Waf-
 fen anzusehen; und sie sind es auch nicht selten in
 ihren Händen; denn ein Wort richtet bisweilen
 mehr Böses an, verursacht ein größeres Uergerniß,
 und weit geschickter, die Ausbreitung der Tugend zu
 verz

* Beyspiele hievon sind zu sehen unter den Titeln:
 Kritiker, lieblose Lasterer &c.

verhindern, als die Drohungen und die Strafen.—
Wie viele haben nicht schon oftmals die losen Spöt-
tereyen der Bösen von der Beobachtung ihrer Pflich-
ten abgehalten; und wie viele halten sie nicht noch
täglich davon ab?

Noch stärkern Eindruck müssen wohl die mit
Grobheiten versehenen Spöttereyen machen; sonst
würde sich der Freymüthige dieses nützlichen Kunst-
griffes nicht so oft und frey bedienen können. „ Bey
„ Gott! schreibt der Beamte von L ** den 22ten
„ Okt. 1784. So unbrüderlich schimpfen, so un-
„ menschlich lästern durfte der Verfasser eines Worts
„ an das Publikum am Sterbetage des Er-
„ lösers! Zuerst wollte es meine gnädige Frau
„ durchaus nicht glauben; denn sie vermeinte, so
„ etwas leide der schwarze Rock nicht. — — —
„ Was die Professoren von T **, oder einentlich
„ von M — Z, wie ich jetzt höre, wenn sie auf ei-
„ nem unpartheylichen Fuß mit dem Sendschreiben
„ stehen sollen, darüber sagen werden, dieß viel-
„ leicht ist er froh, wenns Niemand erfährt. Wahr
„ ist, sprach einer von ihnen, wir schreiben nicht
„ so viel, aber auch keine solche Grobheiten,
„ wie die Gelehrten von Freyburg. — Er hatte
„ Recht. Seit dem Jahre 1781. bis auf den heu-
„ tigen Tag ist so viel groben Zeugs von daher ge-
„ liefert worden, daß ich alle drey Bauerngemein-
„ den, denen ich vorstehe, auf viele Jahre damit
„ flei-



„kleiden könnte. Die Schriften in der wierlischen
 „Angelegenheit, besonders die lateinischen Glossen.
 „hätten bald durch ihre Ungeschliffenheit der gu-
 „ten Sache selbst Schaden gethan. Aber der Frey-
 „müthige? von seinen Abhandlungen sagt der
 „Fragmentenschreiber mit Recht, daß selbst die
 „Grobheit ihnen von dreysachem Segeltuche dick
 „genähte Kittel über das Gesicht gezogen habe, um
 „die Schamblöße zu decken.“

Endlich beginnt dieser wackere Beamte den
 Schluß seines Briefes mit diesen Worten: „Nur
 „das ärgert mich, daß Leute, deren Jurisdiction
 „sich nicht weiter, als über das Corpuscolum eines
 „Knabens erstreckt, für sich gleich so viel herausneh-
 „men, ihre Grobheiten in der Person eines Beams
 „an den Mann zu bringen. Hätte doch der Send-
 „schreiber seine helle Brille, mit der er so weit sehen
 „will, auf sich selbst gekehrt; und er würde gesehen
 „haben, daß für eine Geburt, wie sein Sendschrei-
 „an Ulrich Servati ist, die Bevatterschaft eines
 „Oberbögts viel zu vornehm sey. Und ist er dann
 „in einem Zeichen geböhren, wo er grob und un-
 „flätig seyn muß, so sey ers unter seinem eigenen
 „Namen. Es ist weniger anstößig, weil er die
 „Welt überzeugt hat, daß er de Subjecto supponente
 „sey.“ Das heiße ich noch einen mit gleicher
 Münze bezahlen.

Einen dem Freymüthigen fast ähnlichen Stolz
 muß auch an dem Herrn Professor Xavier Gmei-
 ner der Verfasser der Anmerkungen über seine
 Lehrsätze wahrgenommen haben; sonst könnte er
 unmöglich diesem angesehenen Lehrer am XXIV. §.
 folgenden Leviten lesen: „Der Charakter kezerisch
 „ gesinnter Menschen ist der nemliche, wie ihn an
 „ den Philosophen (oder stolzen Spöttern) uns-
 „ serer Zeiten der gelehrte Abt Nonnote schildert:
 „ Ein stolzer und entscheidender Ton, eine Hoch-
 „ schätzung gegen sich selbst, die man sonst für Nie-
 „ manden hat, eine unbedachte Freymüthigkeit
 „ in den Grundsätzen, die sich auf die Religion, auf
 „ die Sitten, auf die Regierung beziehen, eine
 „ äußerste Verachtung gegen jeden, der sich nicht
 „ nach ihrer Denkensart schmieget; dieß zeichnet die
 „ kezerisch Gesinnten eben so richtig, als die heutie-
 „ gen Austerweltweisen aus. Das nützlichste dem-
 „ nach für solche Leute und für die Gesellschaft ist
 „ immer, nicht daß man sie gelinde behandle, oder
 „ mittelst angestellter Kolloquien, (dergleichen
 „ Herr Gmeiner vorschlägt,) in welchen sie nies-
 „ mals wegen des Stolzes, der sie beherrschet, nach-
 „ geben werden, sie zu überweisen suche; sondern
 „ daß man mit Ernste und Schärfe ihnen in Zu-
 „ kunft benehme zu reden, zu schreiben, zu verfüh-
 „ ren, und zu betrügen. Hätten die christlichen Re-
 „ genten diese Regel immer zur Richtschnur ge-
 „ nommen, würde man wenige, oder keine Kezer
 „ reyen in der Kirche antreffen, u. | w.



Mit protestantischen Spottvögeln mag ich mich gar nicht einmal abgeben. Wie biblisch klingt z. B. die Spötterey, welche ein protestantischer Träumer den zweyen Gesprächen zwischen Joseph II. und Pius VI., und wiederum zwischen Pabst Pius VI. und dem Kardinalkollegium einschaltet! im zweyten Gespräche S. 65, macht er sich über den Namen Hildebrand lustig, und sagt: daß man noch heutiges Tages alle hochmüthige Geistlichen Hildebrandos, oder wenn sie nicht gar zu mächtig sind, Hildebrandulos zu nennen pflege. Billig sagte diesem unbesonnenen und unerfahrenen Wizling der Verfasser der Noten zur Frag: Wer war Gregor VII.? in einem ernsten Magistertone: Wisse er Kleiner!!! Es hat nur einen Hildebrand gegeben.

Dergleichen muthwillige Spöttereyen mißbilliget selbst der protestantische Antiquitätenschreiber an seinen Glaubensbrüdern, da er sich S. 34. also herausläßt: „Wir, die Protestanten, und
 „ besonders unsere Wizlinge und starke Geister schei-
 „ nen sich recht was darauf zu Gute zu thun, wenn
 „ sie bey aller Gelegenheit die Katholische Reli-
 „ gion tadeln, und verspotten können. — Wir
 „ tadeln und spotten nur, ohne das Gute ken-
 „ nen zu wollen. — Und S. 23. macht er dieses
 „ aufrichtige Geständniß: So geht es leyder! zu
 „ unsern Zeiten! die Religion und das Erlö-
 „ sung-

„ sungswerk ist fast zum allgemeinen Gespötte
 „ geworden, und siehet sich mitten in dem Schooße
 „ der sogenannten christlichen Kirche von dem neuen
 „ Heidenthum verdrungen. Wer darf es sich fast
 „ noch öffentlich merken lassen, daß er ein Christ
 „ sey, daß er die Dreieinigkeit, das Erlösungswerk
 „ glaube? oder wer getraueete sich wohl besonders
 „ von vornehmen Leuten, oder Leuten aus der groß-
 „ sen Welt, heut zu Tage noch öffentlich und mit
 „ Andacht zu Gott zu bethen, zu singen, zu seufzen,
 „ wenn ich die Ceremonie vor und nach dem Essen
 „ ausnehme? der Name eines Scheinheiligen, eines
 „ Heuchlers, eines guten einfältigen Menschen, ist
 „ wohl noch das geringste, was er zu erwarten
 „ hätte. Man sucht allen möglichen Witz hervor,
 „ zu neuen Spottereyen Benennungen zu erfin-
 „ den. — Bald ist er ein Waisenhäuser, ein Kopf-
 „ hänger, ein Mucker, ein Pietist, ein Schwärmer,
 „ ein Milzfüchtiger, und Gott weis, was noch
 „ mehr. “ — — —

Aus dieser interessanten Rolle eines Prote-
 stanten mögen sich nun unsere Herren Aufklärer
 ihr bescheiden Feilschen heraus lesen; jene losen
 Spötter, sage ich, welche die alte, heilige Reli-
 gion unserer Väter in den Unterhaltungen und Ges-
 sellschaften mit einem unvertäglichen Stolz so gräu-
 lich mißhandeln, welche mit ärgerlichen Ausdrücken
 die allein daselbst den größten Beyfall finden, die




Religion schimpfen und verächtlich machen; welche allzeit fertig stehen, sie zum Stoff ihrer Spottreihen und ihres frechen Muthwillens zu nehmen.

Solche großmaulige Spötter kommen mir vor, wie jene Riesen in den Tagen Noahs, die mit ihrer Leibesgröße ein so gewaltiges Getöse machten; von denen die Schrift sagt: Sie waren gewaltige und berichtigte Männer.* Sie machen kein geringeres Getöse als diese. Ihre Kritik, ihre freche Beurtheilung, und ihre stolzen Spottreihen haben bereits zu unsern Zeiten eine Macht erlangt, die einem rauschenden Strome gleicht. Jede Wissenschaft soll durch diese Fluth gereinigt werden. Alles soll icht in einem neuen Licht erscheinen. Alles soll neu, witzig und aufgeklärt denken. Man will zeigen, daß man sich von dem alten Vorurtheile losgerissen habe. Man schämt sich, so, wie der gemeine Mann zu denken. Man bestreitet die allgemeine Meinungen, und da man mit Gründen nicht aufkommen kann, nimmt man seine Zuflucht zu dem Gespötte. Prüfet euch selbst, ihr stolzen Spötter! was ist es anders, das euren Spottgeist so rege macht, als ein geheimer Stolz, sich über andere zu erheben? was, als die Begierde, den Ruhm eines aufgeklärten Geistes zu erschnappen? Kurz, was? — Eine Eitelkeit. Unglückliche Bemühung!

* Buch der Schöpfung Kap. 6. V. 4.

nüßung! man bestrebt sich andere lächerlich zu machen; und man verdient noch vor andern ausgelacht zu werden. Oder schliesset nur selbst, wie viel Ehre sich ein Mensch erwerbe, der über eine Sache zu spotten anfängt, weil er mit Gründen nicht aufkommen kann. Und was sollte ich erst von dem Aergernisse sagen, das aus den Früchten dieser Spötterey entspringt? Doch genug! von diesem ist schon im ersten Bande etwas mehreres gesagt worden. Mein weiteres Predigen aber würde auf solche Leute nicht nur keinen Eindruck machen, sondern vielleicht auch ihre Tadelsucht erwecken; denn sie sind insgemein, wie wir sogleich sehen werden, auch



I.

Freche Tadler, und theologische Pfuscher.

Hier könnte ich mich wiederum lediglich auf die schon im ersten Bande abgehandelten Titel, Kritiker, Lasterer, u. s. w. beziehen. Was ich also gegenwärtig über die freche Tadelsucht der Herren